Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 14

Artikel: Cici
Autor: Schuler, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079359

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

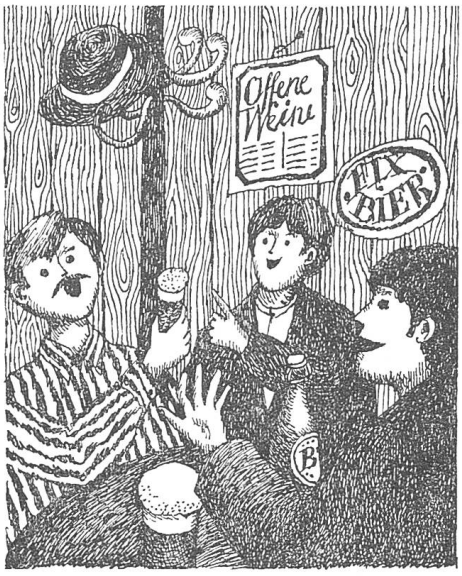
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CICI

Die geschlagenen Tannen und der ziehende Nebel lehnen sich nicht gegen das Unerhörte auf. Sie schauen bewegungslos zu, wie die Gestalt des Erschlagenen sich wankend erhebt und sich von der Erde, für die sie schon bestimmt war, löst.

Jetzt steht die Gestalt unsicher und wie suchend in dem dornigen Wirrwarr des Holzschlages. Da wird es für die Buben zuviel.

Sie machen plötzlich alle miteinander kehrt und eilen mit fliegenden Beinen in rasendem Lauf den Weg abwärts, zum Wald hinaus in die dämmernde Helle der offenen Wiese, von wo aus sie ihr Dorf erblicken, die



Siedlungen der Menschen, die Häuser der Eltern. Sie rennen und rennen und haben den Atem des Todes und die Verfolgung des blutigen Halsstumpfes im Rücken. Die Grossen reissen die stolpernden Kleinen mit sich, und die panische Flucht lässt erst zwischen den Häusern des Dorfes nach.

Zur gleichen Zeit sitzen einige Burschen des Dorfes im Wirtshaus und erzählen lachend, sie hätten den Dorftrinker Felix oben im Holzschlag total betrunken aufgefunden. Sie hätten ihm das Hemd über den Kopf herauf gezogen und die herausragenden Haare mit der roten Farbe angestrichen, die dort zum Zeichnen der Bäume bereit stand.

Cici – so heisst das Mädchen, das mit meiner 18jährigen Tochter korrespondiert. Wie die beiden brieflich zusammenkamen, ist kaum mehr richtig zu eruieren. In der Handelsschule sprachen eben die Mädchen unter sich, und es genügte, dass eines sagte, mit einer Kollegin irgendwo in Österreich Kontakt zu haben. Der Funke zündete, und so suchte man andere Adressen. Irgendwie stiess meine Tochter auf den Namen von Cici, die in Bukarest lebt und dort ein Gymnasium besucht. Auf französisch tauschen die beiden ihre Erfahrungen aus, klagen sich gegenseitig das Leid, dem jugendliche Damen in Ost und West gleichermassen ausgesetzt sind. Die Briefe sind eine Sprachübung, erweitern den Horizont und tragen überdies zum Ausbau der Markensammlung bei.

Nun hatte ich plötzlich Gelegenheit, nach Bukarest zu reisen. Auf dem Weg zu den Schwarzmeer-Ferien im Mamaia wollte ich einen Zwischenhalt in der rumänischen Hauptstadt einschalten und dabei könnte ich durch den Besuch bei Cici auch erfahren, wie die Rumänen eigentlich leben und wohnen.

Vom Boulevard Magheru aus machte ich mich dann also auf den Weg und stieg, wie man mir dies angegeben hatte, bei der Markthalle Traian aus dem Autobus aus. Bevor ich mich aber an die notierte Adresse begab, sah ich mich etwas um, denn Märkte und Markthallen vermitteln ja stets einen viel tieferen Einblick in das Alltagsleben, als dies die seriösesten soziologischen Studien vermögen. Das Warenangebot war reichlich, aber noch mehr faszinierten mich die Menschen. War dies, so begann ich mich zu fragen, der eigentliche rumänische Menschenschlag, dem ich hier auf den Strassen dieses Quartiers und auf dem Markt vorwiegend begegnete? Es waren hauptsächlich Zigeuner, und meine Neugierde auf den «way of life» von Cicis Familie wuchs gewaltig.

Ein paar Minuten später stand ich vor ihrem Haus, offensichtlich einst eine Heimstätte wohlhabender Bürger. Bei uns stünde so etwas vermutlich unter Denkmalschutz, in einem Land mit der feudalen Vergangenheit Rumäniens aber wird solchen Kleinigkeiten offenbar weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Vor dem Eingang sass ein echtes Zigeunermädchen – diesmal von unverkennbarer Charakteristik – auf dem Gartenmäuerchen; die Tür zur ebenerdigen Wohnung stand offen und im Schatten der gezogenen Vorhänge konnte man einen Knäuel von Kindern jeden Alters eruieren, zankend und spielend. Durch das seitliche Küchenfenster erkundigte sich neugierig eine Zigeunerin nach meinem Begehr. Soweit die Lippen, die eine Zigarette festhielten, einen Laut durchliessen, konnte ich feststellen, dass ihr Rumänisch stark mit zigeunerischem Idiom durchsetzt war. Cici eine Zigeunerin! Das Problem begann mich zu faszinieren.

Die Nachbarn wiesen mir den Weg, an der seitlichen Hausmauer vorbei in einen kleinen Hof. Dort befand sich ein zweiter Hauseingang, offenbar einst für die Dienstboten gedacht. Heute nun war er durch eine einfache Brettertür mit eingesetztem Glas versehen, und ein riesiges Vorhängeschloss liess keinen Zweifel darüber aufkommen, dass sich gegenwärtig niemand in der Wohnung aufhielt. Als die Nachbarn aber hörten, dass ich von weit her, nämlich aus der «Elvezia» komme, setzten sie alle Hebel in Bewegung, meine mir unbekannten Bekannten zu suchen. Offenbar fiel ihnen dies nicht einmal allzu schwer, denn schon nach wenigen Minuten hatten sie Cicis Vater in der kleinen Kneipe an der Strassenkreuzung aufgestöbert, wo er bei Feierabend einen echten rumänischen Zuika, einen Pflaumenschnaps, genehmigte. Es war ein einfacher, biederer Arbeiter, dem es furchtbar peinlich war, nicht früher zur Stelle gewesen zu sein. Er war ausserordentlich nett, hilfsbereit und unbeholfen zugleich. Ich aber wollte Cici sehen, denn schliesslich musste ich ja meiner Tochter nachher erzählen können, wer Cici sei. So verabredeten wir uns

unter der Haustüre für den morgigen Abend.

Diesmal kannte ich nun den Weg und begab mich also schnurstracks zu Cicis Familie, wo ich willkommen geheissen wurde, wie Kaiserin Farah Diba in einem abgelegenen persischen Dorf. Während die Mutter, eine rundliche liebenswürdige Frau, Kaffee bereitete und Cici den Tisch deckte, hatte ich Gelegenheit, mich umzusehen. Es war Cicis Zimmer: sauber und einfach. Eine Couch stand in einer Ecke, an der Wand hingen aus illustrierten Zeitungen ausgeschnittene Bilder französischer Schlagersänger und Stars, allen voran Mireille Mathieu, und in der Vitrine waren säuberlich aneinandergereiht die grossen französischen Klassiker: Honoré de Balzac, Victor Hugo, Voltaire und eine rumänisch geschriebene französische Literaturgeschichte. Auf der Kommode befand sich ein etwas unförmiger Kasten, unter einer eigens zugeschneiderten Filzhülle versteckt, und darauf, immer noch sorgfältig in der durchsichtigen Celluloid-Schachtel verpackt, ein Drehkalender mit den 22 schweizerischen Kantonswappen – ein Geburtstagssouvenir von meiner Tochter.

Wenig später brachten die Gastgeber den Kaffee und auf einem einfachen Porzellanteller einige Biscuits. Auch wenn alles äusserste Bescheidenheit dokumentierte, strahlte es doch eine Gastfreundschaft aus, wie das köstlichste Gedeck dies nicht besser vermocht hätte. Und die Art, wie Mutter und Tochter plauderten, ihr Leben schilderten und über ihre Pläne berichteten, beeindruckte zutiefst. Die Mutter, so vernahm ich nun, trug zum Lebensunterhalt bei, indem sie in verschiedenen Ministerien des abends Büros reinigte. Der Vater war Arbeiter in einer Fensterfabrik, Cici aber, die Tochter, bereitete sich auf die Matura vor. Ihre lebendig-schwarzen Augen funkelten und bekundeten Temperament und Intelligenz zugleich. «Wenn alles gut geht», so sagte Cici, «möchte ich eigentlich Romanistik studieren, aber dazu wird es nicht reichen.» Der Ton des Bedauerns machte mich hellhörig. Was wollte sie wohl damit sagen?

Die Erklärung war relativ einfach. Das staatliche Schulsystem garantiert nicht nur einen unentgeltlichen Unterricht und die Gratisabgabe der Lehrmittel, es sichert auch den finanziellen Unterhalt während der Studien. Theoretisch ist jeder Student frei, sein Fach zu wählen, praktisch aber kann der Staat relativ leicht manipulieren, indem das blosse Reifezeugnis zwar zum Hochschulstudium berechtigt, jedoch für den Eintritt in die Fakultät eine Sonderprüfung nötig ist. Und auf diese Sonderprüfung spielte Cici an. Romanistik ist ein vielgefragtes Fach, so dass bei der durchgeführten Siebung so und so viele Aspiranten durchfallen. Das tapfere Halbzigeunerlein kann gegen die Töchter jener Familien, die schon von Haus aus mit dem Französischen vertraut sind, in Romanistik nicht konkurrieren.

Das ist selbstverständlich eine negative Erscheinung im Sinne eines staatlichen Eingriffes, aber der Staat ist wohl dazu berechtigt, weil er ja nicht nur das Studium ermöglicht, sondern auch die Arbeitsplätze garantiert. Und zudem erkannte ich bei diesem zufälligen Besuch noch einen anderen, höchst positiven Aspekt der Entwicklung. Während wir plaudernd zusammensassen, während ich mich über den rumänischen Alltag informierte und während ich Auskunft geben musste über unsere schweizerischen Verhältnisse, kam Cicis Vater nach Hause. Er öffnete die Zimmertür, grüsste von der Schwelle aus recht freundlich, trat aber erst ein, nachdem er die Schuhe ausgezogen hatte. Und dann wollte er stolz unter Beweis stellen, welch grossen sozialen Aufschwung seine Generation genommen und welchen Erfolg er selbst zu verzeichnen hätte: Er hob das geheimnisvolle Filztuch und zeigte uns den peinlich sauberen, blitzblank polierten Fernsehapparat.

Nun sass ich also nicht nur der «studierten» Tochter Cici, sondern deren einfachen Eltern gegenüber, und ich musste mir immer wieder vor Augen halten, in welchem Milieu sich dies abspielte: im Zigeunerviertel von Bukarest, in einem von Zigeunern übervölkerten und arg verschmutzten Haus hatte sich so etwas wie eine Oase des gehobenen Niveaus herausgebildet. Dank des geltenden Schulsystems hatte Cici eine Fremdsprache und Mathematik, Literatur und Geographie und vieles anderes gelernt, und nun hatte ganz offensichtlich das aufgeweckte Mädchen seine Eltern, denen in ihrer Jugend diese Möglichkeiten noch nicht offenstanden, «erzogen». Es wurde eine Wechselwirkung sichtbar, die einem allzu wenig bewusst wird. Es ist nicht nur die aufstrebende Generation, die nun endlich auf breiter Ebene vorwärts und aufwärts kommt, es ist auch die ältere, die Elterngeneration, die davon indirekt pofitiert.

Die Cliché-Vorstellung vom fiedelnden Zigeuner und der umherziehenden Zigeunerin stimmt nur noch bedingt, und ich habe mich fast etwas beschämt beim Weggehen gefragt, ob in der Schweiz ein Kind, das einer so diskriminierten Klasse angehört, wie dies in Rumänien die Zigeuner immer noch darstellen, mit ebensoviel Selbstverständlichkeit den Schritt ins Hochschulstudium unternehmen könnte wie Cici im Bukarester Traian-Quartier.

Gertrud Schuler

S Chindli bättet

Ausgewählt von Adolf Guggenbühl
11.–14. Tausend. Broschiert Fr. 3.90

Schweizer Spiegel Verlag Zürich